

Der Zürcher Flohmarkt : ein Stück verordneter Nostalgie?

Autor(en): **Brunner, Béatrice / Heule, Martin**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires**

Band (Jahr): **82 (1986)**

Heft 1-2

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-117556>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der Zürcher Flohmarkt – ein Stück verordneter Nostalgie?

Von *Béatrice Brunner* und *Martin Heule*

«Vom Kulturellen her haben wir Zürich schon einiges gegeben. Weil, man trifft sich, hat tolle Gespräche, man sieht tolle Sachen. Zürich ist wahnsinnig uniform. Da ist es gut, dass wir einen Platz haben, wo alle normal sind.»

Annemarie Rufer, 48, Hausfrau und Antiquitätenhändlerin



Zürcher Flohmarkt, Stadthausanlage 1985.

Photo: Béatrice Brunner

Dort wo die Repräsentationsgebäude der oberen Bahnhofstrasse und der Fraumünsterstrasse etwas Raum geben, befindet sich die Stadthausanlage, ein baumbestandener Platz in der Nähe des Sees, abgetrennt von ihm durch eine mehrspurige Hauptverkehrsachse. Der Flohmarkt findet in der Anlage selbst und auf den angrenzenden Strassen und Trottoirs statt.

In der Marktzone ist der Boden durch gelbe und rote Markierungen genauestens in 500 nummerierte Parzellen eingeteilt, vier bis acht Quadratmeter gross. Die gelben befinden sich im Kern des Platzes, dies sind die Standorte der Saisonkarteninhaber, der professionellen Händler. An der Peripherie sind die rund 250 allwöchentlich verteilten Plätze der Tagesverkäufer. Der Standort des Marktes ist gut gewählt: zentral gelegen, günstig für Touristen, Flanierer und Samstagsbummler.

Der Flohmarkt bildet jeden Samstag von anfangs Mai bis Ende Oktober einen Kontrast zur würdigen Gemessenheit und zürcherischen Steifheit der umliegenden Banken und Geschäftshäuser. Von stadträtlicher Seite ist ein leiser Hauch von Schmuddeligkeit durchaus erwünscht als willkommene Ergänzung des Stadtbildes, gehört ein Flohmarkt heute doch fast zu jeder Grossstadt.

1968 führte Tscherina von Moos in einem ehemaligen Waschhäuschen am Zeltweg eine Galerie für zeitgenössische Kunst. Im «Beat-Club», einer Sendung des Deutschen Fernsehens, sah sie mit Werner Zell einen Bericht über einen Second-hand-Shop in Hamburg. Das Fernseheteam begleitete den Ladeninhaber nach Amsterdam, wo er auf dem Waterlooplein-Flohmarkt Kleider zu Spottpreisen einkaufte. Werner Zell fuhr darauf auch nach Amsterdam und deckte sich mit Pelz- und Ledermänteln, mit Fliegerjacken und gehäkelten Bettüberwürfen ein. Die Galerie im Waschhäuschen wurde zu einem Laden umgerüstet, Flugblätter machten den Ort bekannt, und die Geschäfte gingen gut. So begann der erste Second-hand-Laden in Zürich.

«Ich war ein aufsteigendes Balletträttli», sagt Frau von Moos von ihrer Vergangenheit. Ein Unfall setzte dieser Karriere aber ein Ende. Sie betätigte sich in der Folge als Kostümmalerin, Theaterkassiererin, Regieassistentin, Beleuchterin, Schauspielerin, Galeristin und betreibt heute einen Second-hand-Laden an der Kruggasse.

Werner Zell ist gelernter Hochbauzeichner. Er hatte aber nie Freude am Beruf: «Ich habe manchmal schon am Morgen geweint, so hat es mir gestunken.» Aber Sammler ist er schon als Bub gewesen, vor allem Mineralien hatten es ihm angetan.

Vom Second-hand-Shop zum Flohmarkt war der Weg nicht mehr weit. Die Erfahrungen im Gebrauchtwarenverkauf sowie die Erinnerungen an die «bouquinistes» und an den «marché aux puces» in Paris weckten den Wunsch, auch in Zürich etwas Entsprechendes zu schaffen. «Wir haben das gar nicht, das wäre doch gut», meinte damals Tscherina von Moos, «komm, wir machen doch einen Flohmi.»

Die Vertreter der Stadtverwaltung hatten für die Idee offene Ohren. Der Vorschlag, als Standort den Bereich Bahnhofstrasse/Rennweg zu wählen, wurde bald zugunsten der Stadthausanlage am Bürkliplatz aufgegeben, weil Schwierigkeiten mit der etablierten Geschäftswelt zu befürchten waren. 22 Antiquitätenhändler, die sich von der Idee begeistern liessen, sagten ihre Teilnahme zu, und Frau von Moos wurde eine Bewilligung zur Organisation eines Flohmarktes erteilt. 16 Händler waren dann zur Stelle. Am 12. Juni 1971 war es soweit:

«Am Samstagmorgen fand in der Stadthausanlage die Premiere des Zürcher Flohmarktes – eines Wochenmarktes für Antiquitäten – statt. Stadtpräsident Dr. Sigmund Widmer betonte in seiner Ansprache unter anderem: Die Idee ist gut. Immer mehr entwickelt sich Zürich zu einem Geschäfts- und Verwaltungszentrum. Das hat neben positiven auch negative Seiten. Ein Flohmarkt könnte beispielsweise Farbe und Atmosphäre ins Bild der City zaubern, die etwa abends oft wie ausgestorben wirkt» (Tages-Anzeiger 14. 6. 1971).

So entstand in Zürich nach Genf, wo es den «marché aux puces» seit 1900 gibt, der zweite Flohmarkt in der Schweiz. In den folgenden Jahren gab es kaum eine Stadt, die nicht einen Flohmarkt einführte oder bewilligte. Der Auftakt des Zürcher Flohmarkts auf dem Bürkliplatz scheint gut gelungen zu sein. Eine Drehorgel (ein Zahnarzt stellte sie zur Verfügung und ein Mitarbeiter der stadtpräsidialen Kulturabteilung drehte sie) sorgte für einen «hübschen akustischen 'Es war einmal'-Akzent» (Tages-Anzeiger 14. 6. 1971).

Was in der «Dissertatio curioso-medica de Nostalgia»¹ des Basler Arztes und Humanisten Johannes Hofer 1678 noch ein medizinisches Problem war, wurde in den späten 60er Jahren unseres Jahrhunderts, auf dem Umweg über die USA, ein Kulturphänomen: die Nostalgie. Die «Nostalgiewelle» brachte zu Beginn der 70er Jahre eine schwärmerische Rückwendung zu Stil und Werthaltungen der frühindustriellen und bäuerlichen Kultur. Das Bedürfnis nach Idylle und sentimentaler Verspieltheit verbreitete sich rasch. Nicht zufällig fällt auch die Flohmarkt-Gründung in Zürich in diese Zeit.

Zu welchen Interpretationen des Phänomens man immer auch neigen mag, für unsere Betrachtungen ist es wichtig festzuhalten, dass die Veranstalter nostalgischer Stimmung auf dem Bürkliplatz keine Trödler oder Gelegenheitsverkäufer waren, sondern arrivierte, etablierte Zürcher Antiquitätenhändler und professionelle Kulturvermittler. Der Zürcher Flohmarkt hat nicht, wie man es sich vielleicht gerne vorstellen möchte, eine lange, unterschichtliche Tradition, sondern wurde, quasi als Stadtsanierungsmassnahme, aus der Taufe gehoben. Dass diese Marktidee keine zürcherische heimische Tradition aufweisen konnte, sondern ihre Existenz grenzübergreifender, für das Fernsehen aufbereiteter Jugendkultur und touristisch erfahrener vermeintlicher Bohème einer Weltstadt verdankt, scheint, den billigen und sicheren Nutzen vor Augen, niemanden gestört zu haben.

Die beiden Initianten massen dem Flohmarkt je einen anderen Stellenwert bei. Während es Tscherina von Moos in erster Linie um eine subkulturelle/soziale Einrichtung ging, war der Flohmarkt für den Antiquar Werner Zell von Beginn an «ein Geschäft wie jedes andere». Die Akteure und Chronisten des ersten Zürcher Flohmarkts verstanden

auch die feilgebotenen Waren nicht als Gerümpel, Ramsch und Trödel, sondern als Antiquitäten («Wochenmarkt für Antiquitäten»). «Es war nicht wie der Flohmarkt früher, wo arme Leute sich eindecken konnten», meint Werner Zell zu diesem Markt. In seinen Anfängen war der Zürcher Flohmarkt eine professionelle Antiquitätenmesse unter freiem Himmel. Der protestierenden Tendenz, die ein herkömmlicher Flohmarkt im Bereich der Bahnhofstrasse/Rennweg hätte haben können, wurde durch die Standortwahl Bürkliplatz, am Rande der traditionellen Einkaufsgebiete, wirksam vorgebeugt.

Wörterbücher und Lexika liefern nur wenig Information zum Thema «Flohmarkt». Im «Dictionnaire alphabétique et analogique de la langue française»² gibt es kein Stichwort «marché aux puces», unter «puce» liest man:

«marché parisien de la porte de Saint-Ouen où l'on vend toutes sortes d'objets d'occasion, de rebut, etc.»

Was wir als allgemeinen Begriff für einen Trödelmarkt kennen (in Meyers Grosse Universal Lexikon, Ausgabe 1982, findet sich zwar das Stichwort nicht), bezeichnet hier (ursprünglich?) einen lokalen Vorortsmarkt. Die Pariser Stadtsanierung unter Georges-Eugène Haussmann hat viele Händler aus dem Zentrum vertrieben. 1860 sind ihre ersten Buden bei der Porte de Saint-Ouen und der Porte de Clignancourt aufgestellt worden³.

Im «Wörterbuch der deutschen Umgangssprache»⁴ hat der Flohmarkt zwar kein eigenes Stichwort, es wird aber an anderer Stelle vermerkt, dass das Wort seit dem Anfang des 20. Jahrhunderts in unserer Sprache gebraucht werde (der «marché aux puces» wird auch erst im 20. Jahrhundert nachgewiesen⁵). Ebenfalls zu Beginn des Jahrhunderts sollen Bezeichnungen wie «Flohbude» (1905, für ein kleines ärmliches Zimmer), «Floh Bühne» oder «Flohboden» (1910, oberste Theatergalerie), «Flohkino» (1918, Vorstadtkino) aufgekommen sein. Die Peinlichkeitsschwelle der Flohbehaftung scheint zu dieser Zeit überschritten zu sein. Armut, so muss die wohl kleinbürgerliche Unterstellung gelautet haben, geht mit Flohbefall einher. So wird man auch den Trödelhändler verdächtigt haben, mitsamt seiner Ware von Flöhen befallen gewesen zu sein.

Die zweite Marktsaison (1972) auf dem Bürkliplatz begann mit Miss-tönen. In einem Leserbrief im «Blick» schrieb Tschering von Moos:

«Die Stadt selbst hatte weder die Idee noch den Mut, den Zürchern einen Flohmarkt zu bieten. Dieses Jahr ist es aber plötzlich die Stadt, die das Ganze aufzieht und sich damit brüstet. Ohne jede Besprechung mit mir stellte die Stadt Vorschriften über den Flohmarkt auf und verlor die Standplätze» (Blick 9. 5. 1972).

Verschiedene Händler, die Pionierarbeit geleistet hätten, seien durch das Los an die Bahnhof- und Fraumünsterstrasse verbannt worden. Sie, Tscherina von Moos, habe im Vorjahr ja alles zur Zufriedenheit aller Mitwirkenden organisiert. «Ist das nun der Dank der Stadtväter?»

In der Stellungnahme der Präsidialabteilung der Stadt Zürich heisst es dazu, dass die Organisation für den Flohmarkt nie in den Händen der Initiatorin Frau von Moos gelegen habe. Sie habe lediglich am Markt teilgenommen. Die Kontrolle über den Flohmarkt war den Stadtbehörden offenbar wichtig. 1972 wurden bereits 80 Standplätze wöchentlich vergeben, 1974 schon dreimal so viele. Die Flohmarktbenützer verstanden den Markt als Freiraum, der aber jeweils verschieden interpretiert wurde.

Die Behörden jedoch hatten klarere Vorstellungen zumindest darüber, welche Funktionen der Flohmarkt nicht zu erfüllen hatte. Sie begannen, ein dichtes Netz von Bestimmungen und Vorschriften zu knüpfen. Eine besondere Marktordnung entstand. Der Platz sollte abgegrenzt und in Standflächen eingeteilt werden, Anfangs- und Schlusszeiten mussten festgelegt werden, die «Flohmi»-Leute hatten sich zu einer Platzverlosung im Amtsgebäude I einzufinden. Der Flohmarkt wurde im Laufe seiner Geschichte zusehends strukturiert und reglementiert. Dem räumlichen, zeitlichen und warenangebotsmässigen Ausufern geboten die Ordnungskräfte Einhalt.

Sehr bald schon wurde die Frühzeit des Flohmarktes zur Legende. Wenn immer jemand mit dem Markt nicht mehr zufrieden war, berief er sich auf «früher». Früher war alles besser. «Die Seele des Flohmarktes wurde im zweiten Jahr kaputtgemacht», meint beispielsweise Frau von Moos; die Stadt habe der Verkommerzialisierung Vorschub geleistet.

Die beiden grossen Zürcher Zeitungen bedauerten eine Entwicklung, die sich vom vermeintlichen (früheren) bunten Flohmarkttreiben zum professionellen Antiquitätenmarkt entwickelte. Sie stellten den kulturellen Gewinn vor die profit-orientierten Interessen der Antiquare.

«Offensichtlich ist in Zürich nichts mehr sicher vor den goldenen Händen derer, die aus allem und jedem Profit ziehen müssen. [...] Aber in unserer Stadt zählt nur, was etwas kostet» (Neue Zürcher Zeitung 10. 6. 1974).

Im Tages-Anzeiger vom 6. Mai 1978 war die Rede von «raubtierartigen Händlern» und von «Geschäftlimacherei». Die Profis hätten das Sagen, und die Amateure würden weggedrückt (Tages-Anzeiger 5. 5. 1980). Im gleichen Blatt fragte sich ein Leser, warum die Behörde nichts gegen «die samstägliche Wucherei» (Tages-Anzeiger 16. 5. 1978, Leserbrief von Stefan Stamm) unternehme.

Eine andere Meinung findet sich in der Wochenzeitung *Züri-Leu*:

«Zu über 50% wird hier Abfall zu unverschämten Preisen angeboten. Vor lauter Ramsch – der besser auf die Müllhalde passen würde – findet man die ohnehin raren Sammlerstücke nicht mehr» (*Züri-Leu* 17. 6.1980).

Früher, heisst es im Artikel weiter, habe sich der Markt im Vergleich mit ausländischen Flohmärkten sehen lassen können. Der «Sammler-Flohmarkt-Kuriositäten-Anzeiger» griff vermittelnd ein:

«Nichts gegen die Händler, sie sind immer noch die besten und am Morgen die ersten Flohmarkt-Kunden»⁶.

Sowohl die Antiquitätenhändler als auch die Gelegenheitsverkäufer und deren Sympathisanten meinen, den «richtigen», den «echten» Flohmarkt zu fördern. Während die einen mit Qualitätsware eher den Touristen im Auge haben, stellen die anderen den Aspekt der Begegnung verschiedenster Gruppen in den Vordergrund. Es geht auch um einen Kampf um Marktanteile, in dem aber die Spiesse ungleich lang sind.

Im Herbst 1975 gab der Flohmarkt auch im Stadtrat zu reden. Gemeinderat Karl Federer wollte wissen, wie es sich in bezug auf die Regelung der «echten Flohhändler» und der gewerbsmässigen Trödler auf dem Zürcher Flohmarkt verhalte. Der Stadtrat wies in seiner Antwort (15. 10. 1975) darauf hin, dass die Kontrolle des angebotenen Verkaufsgutes sich bei 244 festen Standplatzinhabern und bis zu 300 Tagesverkäufern sehr schwierig gestalten und mit gezielten Massnahmen dem weiteren Anwachsen entgegengetreten werden müsse. Man sehe die Numerierung der Plätze vor, die Tagesbewilligung solle nur gegen Vorweisung eines Personalausweises erteilt werden, und die Registrierung werde bei späteren Erhebungen über allfälliges Diebesgut wesentlich bessere Schlüsse zulassen. Auf weitere Kontrollmassnahmen, wie die Erfassung sämtlicher zum Verkauf angebotener Waren nach dem bei Feilträgereien angewandten System der Warendeklaration nach Herkunft und Objektbeschreibung, wolle man verzichten.

1976 wurde das Wachstum des Flohmarktes endgültig aufgehalten. 250 Tages- und 250 Abonnementsplätze sollten inskünftig zur Verfügung stehen. Der Markt war nun gezähmt und «dressiert». Zur Konsolidierung trug auch der 1980 gegründete «Verein Zürcher Flohmarkt» mit 150 Mitgliedern (davon rund 100 mit Abonnementsplätzen) bei. Die Präsidentin, Annemarie Rufer, versteht die Vereinigung als «Gegenpol zur Marktpolizei» und will «sich wehren, im positiven Sinn.» In Auseinandersetzung und Mitarbeit mit der Marktpolizei versuchen die Vereinsvertreter, die Reglemente zu ihren Gunsten zu beeinflussen. Es wer-



Zürcher Flohmarktszene 1973.

Photo: Giorgio von Arb

den der Regelungen dadurch zwar nicht weniger, sie werden vielfältiger und allenfalls verkäuferfreundlicher. Man darf sich nicht täuschen: Der Flohmarkt, der in einem Bohème-Kleidchen daherkommt, verbirgt beste helvetische Ordnungs- und Beschränkungskunst.

Offizieller Beginn auf dem Flohmarkt ist um sechs Uhr – nicht früher, weil sich die Anwohner vom Lärm gestört fühlen. Händler und Sammler haben ihre guten Zeiten in den ersten Morgenstunden. Die Antiquitätenhändler sind dann auf der Suche nach guten und billigen Stücken, die sie mit entsprechendem Aufschlag weiterverkaufen können. Die Gelegenheitsverkäufer wissen in der Regel die wertvolle Ware nicht vom Ramsch zu unterscheiden und überlassen sie gewitzten Profis ahnungslos und für wenig Geld. Auch passionierte Sammlerinnen und Sammler sind sehr früh präsent. Wer etwas Bestimmtes sucht, kommt noch vor acht Uhr. «Eine Trouvaille macht man am frühen Morgen. Am Mittag hat es sehr viel Leute, da sieht man die Sachen nicht mehr gut, weil es dann unübersichtlich wird», heisst es.

Im Laufe des Tages nimmt zwar die Besucherzahl ständig zu, die Kauffreudigkeit jedoch eher ab, Flanierer und Zufallskundschaft beherrschen das Bild. An schönen Tagen herrscht starkes Gedränge zwischen den Ständen. Gegen 15 Uhr werden bereits die ersten Plätze geräumt und die Waren abtransportiert. Nicht alle Verkäufer haben Lust, die liegengeliebene Ware wieder heimzuschleppen. Deshalb hat die Stadtverwaltung am Rand des Platzes eine grosse Abfallmulde aufstellen lassen. Darin landet nun jenes allerletzte Gerümpel, das niemand kaufen wollte. Attraktiv ist er trotzdem noch für viele: zahlreich stehen die Leute vor der Mulde und spähen nach Fundstücken. Es handelt sich hier keineswegs etwa um arme Sozialhilfeempfänger (solche gibt es zwar auch), die da Heftli, alte Kleider oder einen Milchhafen aus dem Container fischen. Personen jeder Gattung – vom Kind bis zum Grossvater, von chic bis schlicht – ergreifen die einmalige Gelegenheit, etwas gratis heimzutragen. Wohl kaum jemand hat es im materiellen Sinn «nötig», niemand würde sonst je im Abfall wühlen: der Flohmarkt macht's möglich.

Annemarie Rufer hat seit 13 Jahren einen Stand am Flohmarkt, sie verkauft gepflegte Antiquitäten, speziell Porzellan, Spitzen und Schmuck. Ihre schöne Altwohnung sieht aus wie ein Museum. «Wir sind Sammler, wie Sie sehen, da spinnen wir wahrscheinlich total.» Ihr Mann teilt ihre Leidenschaft für alte Sachen. Seit den Anfängen war Frau Rufer als Kundin auf dem Flohmarkt dabei. Eines Tages hatte sie einen Fehlkauf getätigt, die Lampe passte nicht in ihre Stube. «Da sagte mein Mann, ja warum gehen wir nicht gleich wieder hinunter und verkaufen sie wieder? Dann haben wir ein Campingtischli unter den Arm genommen und sind

gegangen mit der Lampe und noch einigen anderen Sachen.» Das Verkaufen ist zwar nur ein Hobby für sie, gleichwohl ist sie praktisch jeden Samstag auf dem Platz, als Inhaberin einer der begehrten Saisonkarten, die vor 13 Jahren noch leicht zu haben waren. Frau Rufer schätzt die gesellige Komponente sehr, sie hat zahlreiche persönliche Kontakte zu ihren Kunden und lobt den Zusammenhalt der Händler untereinander. Ihren Umsatz mag sie jedoch nicht bekanntgeben, wegen des unvermeidlichen Neides der Kollegen.

Annemarie Rufer, 48jährige Hausfrau aus der gehobenen Mittelschicht, hat manchmal Mühe mit dem steifen Habitus des Zürcher Bürgertums. Am Flohmarkt trifft sie «Leute, die anders sind, die sagen, was sie denken, die Freude zeigen können.» Andererseits setzt sie sich als Präsidentin des «Vereins Zürcher Flohmarkt» für einen schönen, sauberen und ordentlichen Flohmarkt ein, findet das Graben im Container primitiv und die gebrauchten Kleider «grusig». «Der Flohmarkt soll nicht zum Abfallhaufen werden.»

Frau Rufer gehört, obwohl nicht zu den Profiverkäufern zählend, zur Sparte der sachkundigen, preis- und qualitätsbewussten Antiquitätenhändlerinnen. Das häufig nur kommerzielle Interesse der Inhaber von Antiquitätengeschäften äussert sich in einer oft kühlen und distanzierten Art, was in diversen Artikeln und Leserbriefen in den Tageszeitungen lebhaft bedauert wird.

«Unter den scharfen Augen professioneller Händler vergeht einem das Kramen und Plaudern» (Neue Zürcher Zeitung 10. 6. 1974).

Hobbyverkäufer gehen nicht, weil sie müssen, sondern, wie die 51jährige Eva Amstutz, «rein aus Plausch, dann, wenn ich gerade Zeit habe» auf den Flohmarkt. Sie ist lebhaft und munter selbst beim schlechtesten Wetter, sofort bereit, mit jedem Vorbeispazierenden zu schwatzen. Sie verkauft an ihrem kleinen Stand schlechthin alles, was ihr Freundinnen und Bekannte für den Markt schenken: Geschirr, Haushaltgeräte, Lampen, Vasen, «Bildli», Schuhe, Kleider – «einfach Gerümpel», nach ihren eigenen Worten. Mit ihrem Mann zusammen führte sie früher eine Garage; seit sie geschieden ist, lebt sie mit ihrem Hund auf dem Land, besorgt den Garten und arbeitet aushilfsweise an Messeständen, in Würstlibuden und im Service. Auf die Flohmarkt-Einnahmen ist sie nicht angewiesen. Frau Amstutz arbeitet, damit sie unter die Leute kommt und es ihr nicht langweilig wird. Geld ist nicht so wichtig: «Einfach ein wenig leben... das andere – regelmässig arbeiten und grosse Reisen – habe ich ja gehabt, das reizt mich nicht mehr. Ich kann mit wenig auskommen.» Eva Amstutz unterscheidet sich damit stark von

den professionellen Antiquitätenhändlern, sowohl was die feilgebotene Ware betrifft wie das Interesse am Gewinn. Ihr geht es einzig um persönliches Vergnügen. Mit ihrer guten Laune, Eigenwilligkeit und dem Sammelsurium von unedlem Schmuddelkram tragen Leute wie Frau Amstutz zu all dem bei, wovon die Zeitungen immer schwärmen: «Buntheit», «Ambiance», «Charme» und «Atmosphäre».

Der 45jährige Altwarenhändler Georg Sidler gehört nicht zu den gediegenen Antiquaren unter den schattigen Bäumen, obwohl er sein Geschäft berufsmässig betreibt und im Laufe des Jahres verschiedene Märkte in der Schweiz besucht. Seine Kleidung ist abgetragen – ein «Büezer» mit rissigen Händen.

«Vorher war ich ein bisschen Chauffeur gewesen und so ... Eines Tages habe ich mir überlegt: wenn ich angestellt bin, verdient – egal wo ich arbeite –, der Chef verdient an mir in jeder Stunde, die ich arbeite, 20 bis 25 Franken oder noch mehr. Da habe ich mir überlegt, das Geld kann ich auch für mich selber brauchen, ich kann selbständig werden. Da habe ich mit einem Kollegen zusammen Gartenarbeit gemacht und habe entdeckt, dass die Leute viel gute Ware fortwerfen, ins Sperrgut, und dann haben wir einmal zwei Sachen mitgenommen und sind nur mit den zwei Sachen auf den Flohmarkt. Da haben wir gesehen, dass das gut läuft. So haben wir angefangen. Mein erster Stand war einfach ein Liegestuhl, darauf habe ich meine Ware ausgebreitet.»

Herr Sidler verkauft alte Werkzeuge, Restposten, Lampen, Küchengeräte, Eisenwaren, Bilder, was er gerade so findet im Sperrmüll oder bei anderen Marktfahrern. Manchmal bekommt er von den Hobbyverkäufern abends die übriggebliebenen Sachen geschenkt. Auf diese Weise verdient er nicht gerade üppig, hat aber dafür keinen Patron über sich, der an seiner Arbeit mitverdient. Es gibt viele, vor allem auch jüngere Leute, Freaks und andere Leistungsverweigerer, die sich ihren Lebensunterhalt am Flohmarkt verdienen können. Mit bescheidenen Ansprüchen und viel geschenkter, qualitativ guter Ware ist das möglich. Den gesellschaftlichen Randgruppen bot der Flohmarkt vor allem in der Anfangszeit die Möglichkeit, auf direkte, unbürokratische und selbständige Weise etwas zu verdienen. Grossmutter Estrich war noch voll, die Nostalgiewelle am Anrollen und die Platzmiete billig. Heute kostet der Laufmeter Fr. 125.– pro Saison, anfangs waren es Fr. 50.–. Vier Meter kosten also Fr. 535.– inklusive Gebühren. Der Tages-Anzeiger (5. 5. 1980) berichtet von einer Studentin, die nach Jahren aktiver Teilnahme aufgeben musste, weil sie die hohen Mieten nicht mehr bezahlen konnte. Für Antiquitätenhändler ist eine solche Summe kein Problem, ihre Umsätze bewegen sich zwischen 2000 bis 5000 Franken pro Samstag. Nutzniesser dieser Entwicklung sind die professionellen Verkäufer. Die Stadtkasse nimmt für den Flohmarkt 240 000 Franken ein, dem stehen Ausgaben von 150 000 Franken gegenüber, was 90 000 Franken Ein-

nahmenüberschuss bedeutet (Tages-Anzeiger 5.5.1980). Herr Steinauer von der Marktpolizei meint aber, dass, aufs Ganze gesehen, den Einnahmen ebenso hohe Ausgaben entsprechen.

Eigentlich wollte Raffael Bex schon lange mal als Verkäufer auf den Flohmarkt, und als dann die Hinterlassenschaft von Claudias Grossmutter hinzukam, hatten die beiden genug beisammen. Fünfmal zu zweit an der Verlosung am Mittwoch teilnehmen – dann klappte es. Raffael, 27 Jahre alt und selbständiger wissenschaftlicher Zeichner von Beruf, betrachtet die Flohmarkt-Aktion als Spiel, «Verkäuferlis spielen». Er verhökert seine mehr oder weniger geschmackvollen Nippsächelchen zu Schleuderpreisen.

«Wir wollen das Zeug ja schliesslich loswerden. Da ist es uns egal, wieviel wir dafür einnehmen. Pro Samstag gibt es etwa 150 «Stutz» (Franken), eher weniger. Aber damit sind wir zufrieden.»

Raffael lebt in einer Wohngemeinschaft und verbindet mit dem Flohmarkt persönlichen Spass und Abkehr von der Wegwerfmentalität:

«Der Flohmarkt führt sicher dazu, dass gewisse Sachen länger benutzt werden. Gerade Kleider – ich finde es schade, wenn man sie fortwirft. Besser das Zeug wird verkauft und hat wieder einen Wert dadurch, als dass es verstaubt irgendwo.»

Dass die Leute seinen Ramsch überhaupt kaufen, erstaunt ihn: «Die haben in meinen Augen kein Empfinden für Schönheit.» Gerade wenn es einem nicht ums Geld geht am Flohmarkt, sondern um den Kontakt und das «Volk», können sich verzwickte Situationen ergeben:

«Da hat es alte Leute, die sind so sympathisch und freuen sich so an den Sachen – die sind so herzlich, denen würdest du es am liebsten schenken.»

Diese nehmen aber das Kaufen zu ernst ...

Verschiedene Gruppierungen streiten sich um das Profil des Zürcher Flohmarkts. Die professionellen Antiquitätenhändler haben sich bei den Tagesverkäufern und Hobbyflohmarktler durch ihre morgendliche Einkaufstaktiken unbeliebt gemacht. Fast alle wissen Geschichten zu erzählen vom gefreuten Wiedersehen mit eigenen Sachen am Stand des gewieften Händlers, der allerdings den dreifachen Preis verlangt. Die unkundigen Amateure fühlen sich geprellt und übervorteilt und setzen nun ihrerseits die Preise vorsorglich am Morgen schon hoch an. Das führt manchmal dazu, dass der wertloseste Ramsch viel zu teuer ist und die Preise überall als übersetzt kritisiert werden. Die Profihändler werden für die Preistreiberei auf dem Markt verantwortlich gemacht. Wer den Wert seiner Ware nicht kenne, sei selber schuld, verteidigt sich die andere Seite, ausserdem hätten sie auch ihre Unkosten und bräuchten eine angemessene Marge (Tages-Anzeiger 23.5.1978, Leserbrief von Werner Zell). Das Gesetz von Angebot und Nachfrage spiele auch auf

diesem Gebiet; die alten, guten Stücke würden immer rarer und dementsprechend stiegen die Preise (Tages-Anzeiger 23 .5. 1978, Leserbrief von Hans Ebinger).

Eine weiteres Problem betrifft die Platzverteilung. Die Anwärterliste für die Saisonplätze ist ellenlang, die Wartezeit beträgt drei bis vier Jahre. Die andere Hälfte der Parzellen wird jeden Mittwoch verlost, 600 Leute rangeln in brütender Sonne und strömendem Regen um die begehrten Plätze, bringen Freunde und Verwandte mit, um ihre Chancen zu erhöhen. Die nicht benötigten Laufmeter werden verkauft, gegen Aufpreis selbstverständlich. Kurz, die Nachfrage ist riesig, das Angebot beschränkt. Die Stadtverwaltung, bemüht, über die Marktpolizei das Geschehen unter Kontrolle zu halten, will keine Ausdehnung des Marktes gestatten. Die Käuferschar liesse sich nicht beliebig vermehren und der Markt würde Schaden nehmen, lauten die Argumente von Herrn Benjamin Steinacher (Marktpolizei). Die Angst der Verwaltung vor einem Chaos? Aus dieser Sicht kommt es überhaupt nicht in Frage, den Flohmarkt über die festgesetzten Grenzen hinaus «wuchern» zu lassen. Man vertraut obrigkeitlicherweise den selbstregulierenden Kräften des Marktes nicht, welche automatisch einen Ausgleich zwischen der Zahl von Verkäufern und Kunden schaffen würden. Den Zürcher Flohmarkt darf es nur unter behördlicher Kontrolle geben, um so etwelchen anarchischen Tendenzen einen Riegel zu schieben. Den Kern des Marktes bildet der Platz unter den Bäumen in der Stadthausanlage, gegen die Hauptstrasse durch Büsche abgeschirmt. Die Dauermieter, die Antiquitätenhändler, sind in der glücklichen Lage, ihre Stände im schönsten Teil des gesamten Marktareals aufschlagen zu können. Die Tagesverkäufer sitzen im Lärm des Durchgangsverkehrs im Staub, an der prallen Sonne. Dass es zwei verschiedene Sorten von Flohmärktlern gibt, wird auch da offensichtlich.

«Es sind gerade diese Eintagsfliegen, diese 'wilden' Stände, die dem Flohmarkt den besonderen Charme verleihen» (National-Zeitung 6. 5. 1974).

Solche Stimmen sind auch in Leserbriefen immer wieder zu hören. Der Flohmarkt habe viel von seinem spontanen Charakter verloren, und die Antiquitätenhändler seien «zu einer regelrechten Plage geworden».

«Der Flohmarkt sollte doch vor allem für Gelegenheitsverkäufer und -käufer da sein und nicht für Profis – die haben nämlich ihre eigenen Läden. Wann aber sehen das die zuständigen Behörden endlich ein?» (Tages-Anzeiger 16. 5. 1978, Leserbrief von Stefan Stamm).

In der Diskussion um Wesen und Erscheinungsbild des Flohmarktes verteidigen Behörden und Händler einen Flohmarkt mit «Niveau», die farbige, aber gesittete Touristenattraktion. Man befürchtet einen «Nie-

dergang des Marktes in qualitativer Hinsicht», «eine vermehrte Auffuhr von Abfallprodukten».

«Ich glaube kaum, dass im Ausland mit einem Flohmarkt, dessen Angebot vorwiegend aus alten Kleidern, ausgelatschten Schuhen und Gerümpel besteht, für den Besuch Zürichs geworben werden kann» (Tages-Anzeiger 23. 5. 1978, Leserbrief von H. Ebinger).

Selbst ein NZZ-Journalist, Gegner des «dressierten Flohmarkts» (Neue Zürcher-Zeitung, 10. 6. 1974), sympathisiert mit der Sache der kleinen Hobbyverkäufer. Die Händler aber sind im Vorteil. Da sie sich regelmässig Jahr für Jahr und Samstag für Samstag auf dem Flohmarkt treffen, kennen sie einander und haben sogar einen Verein gegründet. Ihre Vorstellungen harmonisieren in etwa mit jenen der Stadtverwaltung und der Marktpolizei, welche sehr auf Ordnung halten. Musik ist nicht erlaubt, Räucherstäbchen z. B. sind verboten. Sogar Frau Rufer kritisiert die kleinlichen Kontrollen, die darüber wachen, dass der Kleiderständer keinen Zentimeter über die Markierung reicht. Die bürgerliche Ästhetik der gepflegten Antiquitäten verträgt sich schlecht mit dem vergammelten Plunder der frei improvisierenden Abfallverwerter. Und doch sind beide Seiten aufeinander angewiesen. Die Profis können auf dem Flohmarkt eine andere Kundschaft erreichen als in ihren Geschäften; am Morgen kaufen sie bei den Amateuren günstig ein, und die Anziehungskraft der Ambiance verbreitenden Schmuddelkinder, der aufgestellten Nonkonformisten, kommt auch ihnen zugute. So betonen sie denn auch, man müsse eben tolerant sein, und sprechen sich für einen «ganz gemischten» Flohmarkt aus. Andererseits verdanken die Amateure den Professionellen die Existenz des Flohmarktes und zusätzliche zahlungskräftige Kundschaft. Die Symbiose von Ramsch und Rarität nützt beiden Teilen.

Es darf alles verkauft werden auf dem Flohmarkt, die einzige Bedingung ist, dass die Artikel «sichtbar gebraucht» sein müssen. Munition und Waffen sind verboten, ebenso Arzneimittel und Schweizer Militäruniformen. Der Versuch zur Beschreibung all dessen, was feilgeboten wird, ergäbe eine endlose Auflistung jeglicher Gebrauchsgegenstände, von Alltäglich-Banalem wie Kaffeetassen bis zum ausgestopften Auerhahn. Fast möchte man lapidar feststellen: es gibt alles. Weder vom Alter noch vom Stil der Gegenstände her lässt sich Einheitlichkeit ausmachen. Auf dem Flohmarkt liegen so disparate Dinge wie Nachttopf und Damenhandtäschchen einträchtig beisammen, der spannende Wirrwarr von tausend Einzelstücken ermöglicht optische Entdeckungsfahrten und sorgt für kurzweilige Überraschungseffekte. Die Gesetze der normierten Kaufhaus- und Spezialgeschäftewelt sind hier ausser Kraft, der einzelne Gegenstand bekommt in dieser Umgebung – weil er als ein-

zelter auftritt – etwas Einmaliges, Individuelles. Er steht nicht in einer Reihe mit seinen Brüdern und Schwestern, welche, vollkommen identisch mit ihm, vom Fließband der industriellen Massenproduktion gerollt sind. Damit wirkt er wertvoller und bedeutender. Auf dem Flohmarkt finden wir das andere Käuferlebnis: Gegenüber dem sterilen Perfektionismus von Supermärkten und Migros-Läden präsentiert sich der Flohmarkt geradezu ungebärdig. Da darf es noch ein bisschen Dreck geben, die schlichten Angebote tun unseren Augen wohl, Auslagen auf dem nackten Asphalt finden wir romantisch, und über allem wölbt sich der freie Himmel.

Entsprechend den Gegenständen, die von der Antiquität bis zum Quasi-Abfall reichen, lassen sich verschiedene Besucher- und Käuferkategorien ausmachen. Die Unterschiede beziehen sich vor allem auf die Kaufkraft: Während die Gutbetuchten ihre ästhetischen Bedürfnisse nach Dekoration und Schmuck befriedigen, besteht auf der Seite der weniger Bemittelten der einfache ökonomische Bedarf nach billigen Gebrauchsgegenständen. Frauen und Männer von der untersten sozialen Stufenleiter bergen abgelaufene Schuhe, ausgetragene Mäntel, zerlegte Möbel aus dem Abfallcontainer und erklären der konsternierten Beobachterin mit der grössten Selbstverständlichkeit, dass sie natürlich diese guten Stücke noch brauchen würden. Auffällig ist vor allem die grosse Anzahl von Fremdarbeitern, welche, oft in Gruppen, sich mit Kleidern, Haushaltgeräten und Radioapparaten eindecken. Gespräche mit ihnen kommen aus Sprachgründen kaum zustande, verständlicherweise sind sie Einheimischen gegenüber auch sehr scheu und misstrauisch. Es handelt sich dabei fast nur um Männer, meist Türken und Jugoslawen, die stapelweise Kleider, auch Frauen- und Kinderkleidung, einkaufen. Viele Verkäufer mögen sie nicht besonders, wohl in Unkenntnis anderer Mentalitäten mit dem Drang zum Feilschen.

«Es sind die miesesten Kunden, die es gibt. Weil die keinen Begriff haben vom Leben in der Schweiz. Ein Türke meint, er sei in der Türkei und könne quasi dementsprechend den Artikel einkaufen wie dort. Die wollen nicht billig kaufen, man muss es ihnen fast schenken, bis sie es überhaupt nehmen! Lieber nehme ich da eine Ware wieder nach Hause. Es gibt schon auch andere, aber selten» (Georg Sidler).

Wenn die Preise nicht ihren Vorstellungen entsprechen, kaufen sie nicht.

«Das begreife ich irgendwie nicht mehr, als Schweizer, wie du das teuer finden kannst, einen Franken für eine gute Hose, und noch an einen anderen Stand läufst, um zu sehen, ob du es für 50 Rappen haben kannst» (Raffael Bex).

Sie feilschen zäh, laufen ausdauernd während Stunden über den Markt, um aus ihren schwer verdienten Franken möglichst viel herauszuholen. Verschiedentlich war zu hören, dass die Saisoniers unsere

abgelegten Kleidungsstücke kofferweise in ihre Heimat transportieren, um sie dort zu verschenken oder gar zu verkaufen. Nord-Süd-Gefälle. Für diese Männer dürfte der Flohmarkt aber auch ein Ort der Freizeitverbringung sein, wo sie ihrer ghettoartigen Wohnsituation für eine Weile entkommen können und eine ungezwungenere Stimmung die zürcherische Kühle etwas vertreibt.

Daniel Vogt mit dem fleckigen Pulli ist oft auf dem Flohmarkt anzutreffen. Als Maturand auf dem zweiten Bildungsweg ist er natürlich knapp bei Kasse. Kleider, Essen, Wohnen müssen billig sein, und im übrigen findet er auch gar keinen Gefallen am Konsumtrip. In seinen Kreisen gelten andere Werte, und daraus resultiert entsprechendes sozial- und kulturpolitisches Engagement.

«Dinge, wie Kleider oder manchmal Schuhe, die hole ich mir auf dem Flohmarkt aus Existenzgründen. Ich kann das nicht zahlen, was es in den Läden kostet. Bei so einem Libli (Leibchen) ist es ein Unterschied, ob ich 5 Franken oder 20 Franken bezahle.»

Es macht ihm auch gar nichts aus, gebrauchte Wäsche zu tragen. Seine Mutter hingegen würde das niemals tun, es wäre anrücklich, «gruu-sig». Daniel, 26 Jahre alt, gehört zwar zu denjenigen Besuchern, die sich wenig leisten können und somit aus einer gewissen ökonomischen Notlage Gebrauchsgegenstände aus zweiter Hand kaufen. Anders aber als bei den erwähnten Fremdarbeitern und unbemittelten Einheimischen bedeutet die Lebensweise der Alternativen, der «Stadtindianer» und freischwebenden Kulturtäter eine bewusste Verweigerung gegenüber dem System. Subkulturen wollen sich auch nicht den gängigen ästhetischen Normen unterwerfen:

«In den Läden ist alles ausgerichtet auf irgendwelche Moden, und wenn du dieser Mode nicht folgen möchtest, weil, das gefällt dir einfach nicht, dann findest du auf dem Flohmarkt eher etwas, das dir gefällt, als wenn du in den Laden gehst – und dann meistens noch billiger.»

Junge Leute, die sich nicht konformistisch in die Gesellschaft einfügen wollen, sind sehr zahlreich am Flohmarkt, selbstverständlich nur in dessen minderen Teil. Daniel geht oft auch an den Flohmarkt, ohne etwas Bestimmtes zu suchen. Er weiss, dass er dort höchstwahrscheinlich auf Freunde oder Bekannte treffen wird, mit denen er dann gleich den Nachmittag verbringt.

«Wir sind auch schon zu zweit oder zu dritt gegangen. Um sich zu unterhalten, die Zeit zu verbringen. Einer sucht etwas, die andern laufen dann einfach mit.»

Der Flohmarkt als Treffpunkt ist bei vielen Besuchern beliebt und wird sehr oft als Grund für den Flohmarktbesuch angegeben. Ein Junge schlendert herum, hat irgendwann mit einem Kollegen abgemacht (keine Uhrzeit!) und kommt

«wegen den vielen Leuten, um ein bisschen die Leute zu sehen und sonst ein wenig ... Ich gehe eigentlich weniger, um etwas zu kaufen. Wenn mir etwas gefällt, dann kauf ich es, aber ich gehe mehr so wegen den Leuten.»

Bei Gesprächen über den Flohmarkt, mit Verkäufern wie mit Besuchern, fehlt selten ein Hinweis darauf, wie wichtig die soziale Funktion des Marktes sei. Ein Genfer Antiquitätenhändler:

«Je viens avec la marchandise fraîche et alors je fais de très bons chiffres, ça va très bien et puis après je relaxe, je parle avec les gens ... Pour moi, le marché aux puces c'est 'social event' – les gens se parlent et un sujet de conversation est déjà établi au départ – c'est l'objet.»

Der Kontakt zwischen Käufer und Verkäufer ist auf dem Flohmarkt sehr leicht herzustellen und wird von beiden Seiten fast immer gesucht. Der Gegenstand übernimmt dann die Rolle des Vermittlers, indem er den Einstieg in die Kommunikation ermöglicht.

Der Flohmarkt hat einen nicht zu unterschätzenden Unterhaltungswert und kann zu einem sinnlichen Erlebnis werden. Wer einfach hinsitzt, Augen und Ohren aufsperrt, kommt voll auf seine Rechnung.

«Living theatre», so die Neue Zürcher-Zeitung (10. 6. 1974).

«Flohmarkt ist eine Attraktion, irgendwie. Du hast nichts zu tun dort, aber es ist auch nicht langweilig» (Raffael Bex).

«Letzthin haben wir in einer Schuhschachtel etwas gefunden, was man nicht einmal in grossen Antiquitätenläden findet. Das ist eben der Reiz, nicht wahr. Da geht man, da geht man, da sucht man, da sucht man. Manchmal geht man vier Wochen lang und braucht kein Geld auszugeben. Und dann! – plötzlich findet man wieder etwas» (Heinz Fröhlich).

Der 52jährige Fotograf und Journalist Heinz Fröhlich ist leidenschaftlicher Sammler seit seiner Kindheit. Warum er Porzellan, Bierdeckel, Fotografien und Alben aus der Zeit von 1840–1910 sammelt, kann er nicht sagen. Von den Bierdeckeln einmal abgesehen, sind die meisten Stücke sehr wertvoll, und die Sammlung ist so umfangreich, dass nur ein kleiner Teil in seiner Mietwohnung Platz hat. Seine Jagd nach Sammelobjekten führt ihn auf alle Flohmärkte Europas, es macht ihm nichts aus, dafür auch einmal tausend Kilometer zurückzulegen. Wenn er nicht gerade beruflich unterwegs ist, besucht er jeden Samstag den Zürcher Flohmarkt und steht extra früh auf, obwohl er sonst «Langschläfer» ist. Auf dem Markt sind für ihn praktisch nur die Antiquitätenhändler und -händlerinnen von Interesse, denn die Ramschverkäufer haben nur ausnahmsweise etwas für seine Sammlung zu bieten.

Diesen Händlern wirft er Geldgier und Kommerz vor. Er hegt das Bild vom guten alten Flohmarkt:

«Vor zehn Jahren war das noch nicht so, da war das noch etwas Gemütliches, eine gute Atmosphäre.»

Ob dieses nostalgische Bild der Wirklichkeit entsprochen hat, ist hier

nicht von Belang, sondern die häufige Tendenz, die Flohmarktvergangenheit nachträglich zu verklären. Die Gruppe der finanzkräftigen Besucher, zu denen Heinz Fröhlich gehört, aber auch die zahlreichen Touristen, die den Empfehlungen des offiziellen Fremdenführers folgen, haben ihre speziellen Motive. Für sie bestehen nun wirklich keinerlei ökonomisch-materielle Gründe, auf dem Flohmarkt zu kaufen. Ihr Interesse gilt demzufolge auch nicht den Gegenständen und Geräten des alltäglichen Gebrauchs. Das gesuchte Objekt soll in erster Linie ästhetischen Ansprüchen genügen, das Heim schmücken und je nachdem auch die Sammellust befriedigen. Diese Gegenstände haben ein gemeinsames Merkmal: Sie müssen alle mehr oder weniger alt sein. Das Alter verleiht ihnen Würde, Wert und Bedeutung, die sie zu der Zeit, als sie noch in ursprünglichem Gebrauch waren, nicht besaßen.

Das Entdecken der Objekte, Moden und Ideen der Vergangenheit ist seit den späten 1960er Jahren als weitverbreitetes Phänomen unter der Bezeichnung «Nostalgie» bekanntgeworden. Der Flohmarkt ist eine ihrer zahllosen Erscheinungsformen. Nachdem unser Leben in der Nachkriegszeit ständig komfortabler und «moderner» geworden war, begannen sich Gegenströmungen herauszubilden, die nun den Reiz des Alten, Einfachen, vermeintlich Echten aufgespürt hatten. Medien und Werbung griffen das Thema eifrig und dankbar auf und machten die heutige Allgegenwart des Nostalgischen⁷ erst eigentlich möglich. Der Flohmarkt ist schon von der Erscheinungsform her selbst nostalgisch: Schutzlos der Unbill der Witterung preisgegeben, müssen sich die Besucher mit behelfsmässigen Verkaufseinrichtungen begnügen und mit dem Händler um den Preis feilschen. Der Flohmarkt ist die Antithese des hochgestylten klimatisierten Kaufhauses, und nur als solche ist er überhaupt denkbar. Auf dem Flohmarkt sind nicht nur die Gegenstände nostalgisch, sondern darüber hinaus noch deren Präsentationsform. Während die Sehnsüchte der Zeitgenossen nach einer heilen, überschaubaren und nicht entfremdeten kleinen Welt schon längst durch die Kulturindustrie ausgebeutet werden, ist der Flohmarkt doch als Ort zu betrachten, wo solche Bedürfnisse sich unmittelbar artikulieren können. Um als Händler aufzutreten, braucht es wenig bis gar kein Kapital, es braucht kein Verkaufspersonal angestellt werden, denn die Parteien begegnen sich direkt, es braucht keine Werbung, und selbst im Falle des teuren Antiquitätenhändlers geht es höchstens um Kleingewerbe. So gesehen, beinhaltet ein Flohmarkt durchaus ein Moment von Selbstbestimmung und -verwirklichung. Andererseits ist er, z.B. als Touristenattraktion, Teil einer durchdachten Werbe- und Imagestrategie der Zürcher Geschäftswelt und ihrer Politiker.

Der Wunsch nach alten, gebrauchten Sachen stellt ein Stück impliziter Gegenwarts kritik dar, eine Umkehr des Fortschrittsglaubens und der erbarmungslosen Konsumlogik («immer mehr, immer besser»). Der Buchdrucker A. Zobrist z. B. kauft prinzipiell keine neuen Bücher. Denn Bücher müssen *gelesen* werden, sonst sind sie nichts wert, auch wenn sie Hunderte von Franken kosten.

«Es ist keine Frage des Preises, wenn ich meine Bücher hier auf dem Flohmarkt kaufe. Ich will ein richtiges, ein gelesenes Buch haben.»

Der Protest richtet sich gegen den Innovationsdruck, gegen die «fraglose und regelmässige Rotation der Waren»⁸. Dass der nostalgische Zug zur Idealisierung der Vergangenheit entsprechend dem verwandten Phänomen des Folklorismus auch in ein reaktionäres Fahrwasser abgleiten kann, braucht nicht eigens erwähnt zu werden.

Eine wichtige Voraussetzung für die Entwicklung von nostalgischen Wünschen ist selbstverständlich der hohe zivilisatorische und produktive Standard unserer Gesellschaft. Erst wenn der materielle Wohlstand eine gewisse obere Grenze erreicht hat, kann man sich den Luxus leisten, auf dem Flohmarkt Dinge zu erwerben, die im Leben der Grosseltern unentbehrliche Hilfsmittel der täglichen Plackerei dargestellt haben. Ein neuer Snobismus macht sich bemerkbar: Wer sich die schönen, makellosen neuen Waren ohne weiteres kaufen kann, entdeckt hierauf die Ästhetik des kaputten, angeschlagenen Trödels – ein Versuch, sich von der Masse abzuheben.

Anmerkungen

Wir danken allen unseren Informanten und Informantinnen freundlich für ihre Auskünfte. Erste Anstösse zur Beschäftigung mit dem Thema erfolgten im Rahmen der volkskundlichen Lehrveranstaltung «Kultursegmente des städtischen Alltags» an der Universität Zürich im Sommersemester 1980.

¹ Johannes Hofer: *Dissertatio curioso-medica de Nostalgia, vulgo: Heimwehe oder Heimsehnsucht. Quam in perantiqua Rauracorum Universitate, praeside ... Domino Io. Iacobo Hardero ...* Basel 1678.

² Hg. Paul Robert. Paris 1960/61, Bd. V, 677.

³ Jean-Claude Baudot: *Flohmärkte in Europa. Ein Führer mit Tips, Plänen und Daten.* Eltville am Rhein 1979, 8.

⁴ Heinz Küpper: *Wörterbuch der deutschen Umgangssprache. Band IV. Berufschelten und Verwandtes.* Hamburg 1966, 90 (Stichwort Flohhändler).

⁵ *Le grand Robert de la langue française. Dictionnaire alphabétique et analogique de la langue française de Paul Robert. Deuxième édition. Tome VII.* Paris 1985, 891.

⁶ Der erste Anzeiger erschien im Juni 1980 mit vier Seiten und einer Auflage von 2500 Exemplaren. Heute erscheint er mit 16 bis 20 Seiten (Auflage 3800 Exemplaren), kostet Fr. 3.– und wird von W. Unterweger, Effretikon, herausgegeben. Hier: Nr. 2 (Juli/August 1980).

⁷ Für eine umfassende Darstellung siehe: Volker Fischer: *Nostalgie. Geschichte und Kultur als Trödelmarkt.* Luzern und Frankfurt/M 1980.

⁸ Volker Fischer (wie Anm. 7), 230.